



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmensch : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein wirklich modernes Bild von ähnlichem Sinne für einen durch Beruf und Familie einigermaßen komplizierten Lebensbetrieb, das man heute im Volksmunde hören kann, ist „die Maschine läuft.“

R. W.



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)



ber die Böbelung der Beine erwies sich als ungenügend. Nach einiger Zeit machte sich ein Geruch geltend, der weder vom Öl noch vom Terpentin noch von den Zigaretten herrührte. Pogge schnüffelte in der Luft herum und steckte sich eine starke Zigarre an, und Staffelseiger sah unglücklich aus und behauptete, in einer solchen Atmosphäre alle Stimmung zu verlieren.

Schwechting malte unverdrossen weiter und behauptete, so ein bißchen Wildgeruch könne doch keinen Menschen stören.

Das nennt nun der Mensch Wildgeruch, sagte Pogge, und es ist ein Stunk, bei dem man nach zehn Minuten blau anläuft.

Schwechting aber, sonst die Zuborkommenheit selbst, war verstockt und sagte: Staffelseiger kann sich ja eine innere Quellung von Rosenöl genehmigen.

Nach einiger Zeit stand Pogge kopfschüttelnd vor dem Gleichbilde.

Was ist denn schon wieder los? fragte Schwechting, der auf das Urteil Pogges viel gab und allemal in Unruhe geriet, wenn Pogge mit dem Kopf schüttelte.

Sag mal, Hannes, fragte Pogge, soll das Freilicht oder Atelierbeleuchtung sein? Wieso? meinte Schwechting.

Hier oben hast du Luftreflexe und hier unten braune Sauce. Ent- oder weder! Entweder du benutzt deine Farbenskizze, dann mußt du aber auch die Beine im Freien malen, oder du läßt dir den Gleich ins Atelier kommen, dann kannst du so viel Bratensauce malen, wie du willst. Aber dann kannst du auch gleich einen Salon dahinterzaubern.

Schwechting dachte nach. O du schlechter Kerl, rief er dann lachend, indem er die Absicht seines Freundes erriet, du willst mich bloß aus dem Hause hinausjaulen! Aber kann ich mich denn hinaus in den Regen stellen?

Du kloobst nicht, erwiderte Pogge in vollem Ernst, wie gesund son bißken Reegen is. Oder weißt du was? Du kannst ja dein Antier hinausstellen. Dann gehst du hinaus mit dem Regenschirm und holst dir allemal ein paar Dogen voll Gleichbeine. Immer runter wie ne Lawine und ruff wie ne Lawine.

Pogge glaubte vermutlich selbst nicht, daß sein Vorschlag angenommen werden würde. Er hielt mit Staffelseiger längere Konferenzen und plante heimliche Überfälle und Emission des Stinktiers. Aber Schwechting achtete wie ein Spion über die Unternehmungen seiner Gegner und wußte alle Anschläge zu vereiteln.

Schwechting, sagte Pogge, du bist doch sonst nicht unverständlich, du mußt doch einsehen, daß es unmöglich ist, in dieser Luft auszuhalten.

Es ist alles möglich, antwortete Schwechting, was man ernstlich will. Echte Kunst ist Aufopferung. Nicht bloß spazieren gehn und Zigarren rauchen, sondern Selbstaufopferung. Oder meint ihr, ich hätte keine Nase?

Na also, sagte Pogge, jetzt gibst du es ja selber zu, daß es stinkt.

Freilich stinkt es. Aber dagegen ist nichts zu machen, wenn es die Sache will. Hier ist die Aufgabe, hier die Gehorsam fordernde Natur. Ob das ein paar Elchbeine sind oder Bismarcks Schädel oder ein Paar Stiefel oder der Montblanc, ganz egal, sie haben das Recht, bar und richtig auf die Leinwand gebracht zu werden. Und wenn es stinkt, so stinkt es. Das erträgt man geradeso wie den Sonnenbrand oder die Seekrankheit, wenn es die Sache will. Aber ihr Modernen, ihr Subjektiven, ihr Mystiker habt verlernt, was Pflicht und Schuldigkeit ist. Ihr dünkt euch Götter, die über den Wassern schweben, und wollt das Weltall aus euch herausspinnen wie die Spinne ihren Faden. Lernt das Kleinste der Wirklichkeit meisterlich malen, es ist mehr als sämtliche Wallungen Staffelseigers zusammengenommen. Menzel würde mich verstehen. Aber ihr versteht mich nicht. Jeder versteht nur, was in seinen Kopf hineingeht.

Die Kunstgenossen verstanden sich absolut nicht. Pogge lachte Schwächting aus, und Schwächting ließ sich durch keine Überredung seine Elchläufe nehmen. Als aber Schwächting gar noch anfing, anatomische Präparate zu machen und dazu Messer und Gabeln aus der Küche zu verwenden, da riß den beiden andern die Geduld, und sie verbanden sich zu einer schrecklichen Verschwörung.

Als Schwächting eines Morgens etwas später als sonst erwacht war, fand er sich exmittiert. Sein Atelier war ausgeräumt und draußen vor der Tür als Freilichtatelier aufgebaut, sein Untier, seine Staffelei, seine Studien, Farben und Pinsel, alles war hinausgetragen. Und des Nachbar Kondrots Ruh, die zwar am Hinterfuß angetübert war, deren Aktionsradius aber bis in das Freilichtatelier reichte, hatte das Maltischen umgeworfen und taute an Schwächtings schönstem Pinsel. Schwächting stürzte hinaus, verscheuchte die Ruh und wollte, da er die Sache für einen Scherz hielt, mit seinem Untier wieder Einzug halten. Aber Pogge und Staffelseiger standen mit ihren Maltstöcken bewaffnet in der Tür wie die Cherubim in der Pforte des Paradieses.

Macht keinen Ansturm, sagte Schwächting halb lachend, halb ärgerlich. Ich habe Eile und muß an die Arbeit.

Schwöre uns, sagte Pogge, daß du das Stinktief draußen lassen willst.

Schwächting schwur, daß er nicht schwören werde, nahm sein Modell auf den Rücken und suchte, indem er es als Sturmbock benutzte, den Eingang zu erzwingen. Aber das Modell war schwer und nur leicht zusammengezimmert, und die Stufen vor der Tür waren nicht leicht zu ersteigen. Die Vorderläufe verbogen sich, und das Untier blieb als Jammergestalt vor den Stufen des Eingangs hocken. Damit war der Angriff abgeschlagen.

Inzwischen hatte sich zuschauendes Publikum eingefunden, ein halbes Duzend Knaben, die den Angriff mit Hurra begleiteten.

Jungens, rief Schwächting, jeder von euch kriegt ein Dittchen, wenn wir die Tür erobern und das Ding wieder ins Haus bringen!

Die Jungen waren jubelnd bereit. Als sie aber das Untier anfaßten und vorwärts schoben, gab es Schläge auf die Finger. Die Jungen riefen Au, ließen das Untier fallen und zogen sich zurück.

Jetzt hielt man Kriegsrat. Die Knaben schwärmten aus nach dem Strande hinab und kamen zurück. Nach einiger Zeit erfolgte ein neuer Angriff. Man hatte an die Spitze einer Stange einen großen Fisch gebunden, der einen sehr kräftigen Geruch verbreitete. Diesen benutzte man als Stinktorpedo, um die Gegner aus ihrer Stellung zu verdrängen. Aber von den Maltstöcken getroffen zerbrach der Fisch in Stücke, und die Stücke fielen zu Boden. Auch dieser Angriff war abgeschlagen gleich dem Angriff eines Torpedoboots.

Aber nunmehr eröffneten die Angreifer ein Bombardement mit allem möglichen Gewöll, das die See ausgeworfen hatte. Schon war Staffelseiger ein Seestern an das reine Vorhändchen geflogen, und er hatte sich in seiner Menschenwürde schwer getroffen zurückgezogen, da rückten die Verteidiger Schwächtings Elchbild

als Brustwehr vor die Tür. Damit war die Fortsetzung des Bombardements unmöglich gemacht.

Verletzung des Völkerrechts, rief Schwechting. Schändung der heiligsten menschlichen Gefühle. Ich erkläre euch ausgeschlossen aus dem Kreise der gesitteten Nationen!

Ihr werdet sagen: Große Kinder. Das waren unsre drei Maler wirklich. Meint ihr aber nicht, daß es ein Segen ist, sich so ein Stück Kindheit zu bewahren, das es fertig bringt, eine ernste Differenz zum Kinderspiel zu machen und so um die verletzende Schärfe zu bringen? Nichts hilft besser zum Frieden als der Humor, aber nun? Frühstück, entschied Schwechting und sandte seine Myrmidonen zum Zuragieren aus. Währenddessen errichtete er aus ein paar Stangen, Rudern und einem Segel ein Kriegsgezelte, und bald darauf konnte man ihn, umgeben von einigen Flaschen Bier und seinen Hilfstruppen, große Butterbrote schneiden sehen.

Was ist denn hier los? fragte Ramborn, der, seinen Arm in der Binde tragend, herzugetreten war.

Wir befinden uns im Kriegszustande, sagte Schwechting. Doktor, Sie müssen in die Reihe der Kämpfer für Freiheit und Recht eintreten. Ja so, Sie sind verwundet. Dann müssen Sie eine große internationale Interventionskommission vorstellen.

Der Doktor nahm eine diplomatische Miene an und erwiderte: Wir Deutschen intervenieren nur, wenn es von beiden Teilen gewünscht wird.

Pogge, rief Schwechting, sein Glas erhebend, Prosit! Wird Intervention gewünscht?

Meinetwegen, sagte Pogge. Aber das Stinktier kommt nicht wieder ins Haus.

Die Verteidiger von Mopswende schoben das Gleichbild beiseite, kamen heraus und traten unter Schwechtings Zelt. Pogge hatte einen der Vorderläufe des Antiers abgebrochen und legte es in der Mitte des versammelten Kreises nieder.

Aber meine Herren, sagte der Doktor, es riecht ja hier ganz meschant!

Nicht wahr, Doktor? sagte Pogge. Dies ist doch weiß Gott ein Stunk, um Lämmergeier zu vergiften. Und das will uns der Mensch auszuhalten zumuten.

Ach was! entgegnete Schwechting, ihr habt keinen Heroismus. Ihr seid Söhne eines dekadenten, pflichtschlappen Zeitalters.

Anschleejiger Kopp, höhnte Pogge, wenn der die Treppe runterfällt, verfehlt er keine Stufe.

Sehen Sie, Herr Doktor, wandte sich Schwechting an Ramborn, so ist nun dieser Pogge, hat das Maul voll Berliner Redensarten und ist gar nicht aus Berlin.

Nicht? fragte der Doktor verwundert.

Hoppewahre. Er ist aus Treepow an der Tollense.

Pogge widersuhr hier etwas, was ihm äußerst selten zu begegnen pflegte, er wurde verlegen und versuchte seine Verlegenheit durch lautes Geschrei über Verrat zu verbergen. Aber der Doktor unterbrach das Wortgeficht und sagte: Meine Herren, kommen wir auf vorliegenden Streitpunkt zurück. Mir scheint, liebster Schwechting, daß Sie keinem Menschen Düste zumuten dürfen, mit denen man Lämmergeier vergiften kann.

Meinen Sie? erwiderte Schwechting und schob seinen Hut in den Nacken.

Ja, das meine ich, sagte der Doktor. Aber lassen Sie sich einen guten Rat geben. Zieh'n Sie aus. Errichten Sie Ihr Atelier an einem lustigen Orte. Wie wäre es, wenn Sie hinaus in das preussische Schloßchen kämen? Sie etablieren sich in einer Scheunentenne. Da sind Sie unter Dach und haben Freilicht genug.

Dieser Vorschlag war nicht ganz interesselos gemacht. Dem Doktor war es nicht unlieb, in dieser kritischen Zeit eine männliche Hilfe in der Nähe zu haben.

Der Vorschlag wurde dankbar angenommen, und der Umzug noch selbigen Tags ins Werk gesetzt. Nach einigen Stunden bewegte sich unter Beihilfe von Burpel und Petercit in feierlichem Zuge das Untier, die Staffelei, das Bild und allerlei Zubehör durch die Dorfstraße nach dem preußischen Schloßchen. Dort errichtete Schwechting in der Scheune ein Atelier, mit dem er zufrieden war, stellte sein Modell ins Freie und fing seine Gleichbeine abermals von neuem an. Und die Tante hatte eine Sorge mehr. Denn sie konnte doch unmöglich dulden, daß der arme Maler in seinem offenen Atelier Mangel litt oder den Schnupfen kriegte.

Es war aber doch kein rechter Friede, der jetzt in Mopswende einzog. Pogge wenigstens war entschieden unzufrieden. Es hatte ja immer kleine Schärmützel zwischen ihm und Hannes gegeben, aber diese gehörten zu seinen dringendsten Lebensbedürfnissen. Jetzt kam er sich vor wie ein Vogel, dem man die Stange genommen hat, an der er seinen Schnabel wegte. Und Staffelfteiger! Lieber Gott, Staffelfteiger! Dieser unpraktische, unklare Grübler, der tausend Dinge dachte, etwas Angebornes auf die Leinwand pinselte und dann verlangte, daß man seine Rätsel ergründe. Nicht einmal ärgern tat er sich. Um wenigstens in etwas einen Ersatz zu haben, stellte Pogge eine alte Stalltür auf die Staffelei und malte in Staffelfteigerischer Weise darauf das Bild des heiligen Hubertus. Man sah Schwechtings Gleichmodell mit dem aufgebundenen und schiefgerutschten Geweih, zwischen dessen Gabeln eine Stalllaterne aufgehängt war. Davor kniete Schwechting, die Nase verbunden und die Hände anbetend zur Laterne erhoben. Schwechting freute sich sehr, als er das Bild sah, und verschönte es durch Hinzufügung eines blau angelauten Frosches, der zu seiner Rechten saß, und durch ein qualmendes Räucherkerzchen, das zu seiner Linken glimmte. Aber alles das konnte doch einen genügenden Ersatz für die geförte Eintracht nicht bieten.

Inzwischen fragte Frau Pogge bescheidenlich an, ob denn der liebe Mann gar nicht heimkehren wolle, und der Chor der Maljungsfern stimmte Töne zweifelster Sehnsucht nach ihrem lieben Professor an, und so entschloß sich Pogge eines Tags, abzureisen.

Als dieser Entschluß ausgesprochen war, konnte man Staffelfteiger in der Wohnung herumgehn und seine Habseligkeiten zu einem Chaos zusammenmischen sehen.

Was machen Sie denn da, Staffelfteiger? fragte Pogge.

Wenn die Blumen nicht mehr blühen, sagte Staffelfteiger träumerisch, dann leuchten in meinem Herzen farbige Wellen, ein buntes Erinnern an den Frühling.

Ach, Sie wollen auch bei Müttern? erwiderte Pogge.

Aber wie ist es möglich, fuhr Staffelfteiger schüchtern fort, daß alles dies in einen Koffer und eine Kiste gepackt werden kann?

Kommen Sie, sagte Pogge, ich werde Ihnen beim Einpacken helfen. Denn ich sehe ein, daß Sie es selbst nicht fertigbringen. Die Fahrkarte werde ich Ihnen auch kaufen und Sie sicher zuhause abliefern.

Staffelfteiger war dankbar erfreut, denn bisher waren seine Reisen nie ohne unerfreuliche Abenteuer abgelaufen.

Und so war der Herrentisch zum letztenmal in diesem Jahre voll besetzt, als man auf das Dampfboot wartete, das die beiden Maler mitnehmen sollte. Das Schiff tauchte auf, und man erhob sich, um das Geleit nach der Landungsbrücke zu geben. Da erschien auch der Panisat mit dem Koffer Ramborns in der Tür des Gasthauses.

Wollen Sie uns auch verlassen? fragte Hoheit überrascht.

Nein, erwiderte der Doktor, ich ziehe nur um.

Und wohin? fragte Groppoff.

Nach dem preußischen Schloßchen, erwiderte der Doktor.

Da wird sich Frau Mary gewiß sehr freuen, sagte Groppoff mit einem cynischen Lächeln.

Der Doktor fühlte sich unangenehm berührt. Wie kam dieser Gropf dazu, „Frau Mary“ zu jagen?

Frau Van Teeren, erwiderte er nicht ohne Schärfe, ist eine Verwandte von mir, sie ist eine Dame von tadellosem Ruf, und sie ist krank. Sie bedarf, wie Ihnen nicht verborgen sein kann, des männlichen Schutzes in ihrem einsamen Hause.

Und den wollen Sie ihr in ihrem „einsamen“ Hause bieten? fragte Gropf. — Sehr — ritterlich!

Ja, sagte Ramborn kurz. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich halte es für die Pflicht jedes anständigen Menschen, einer Dame die Hilfe, deren sie bedarf, nicht zu versagen.

Viel Vergnügen! sagte Hoheit.

Damit trennte man sich von Hoheit, und auf der Brücke nahm man Abschied auf Wiedersehen im nächsten Jahre.

Es hatte sich als nötig herausgestellt, daß die Damen männlichen Schutz, besonders bei Nacht, hätten. Ein neuer Inspektor war nicht sogleich zu haben, und aus dem Dorf einen zuverlässigen Menschen zu gewinnen, erwies sich als unmöglich. Frau Mary, die sich noch immer nicht beruhigt hatte, schlief seit dem Brande vor Aufregung keine Nacht mehr. Es schien, als würde ihr Zustand mit der Zeit eher schlimmer als besser. Jede Nacht wanderte sie ruhelos in den Zimmern ihres Hauses umher.

Tantchen zog den Doktor ins Vertrauen, und der Doktor war sogleich bereit, in das Schloßchen überzusiedeln. Aber Tantchen hatte Bedenken. Man werde im Dorfe darüber reden, sagte sie.

Aber verehrtes Tantchen, erwiderte Ramborn, was geht uns das Dorf an, und was da die Leute klatschen? Wir wollen uns doch wahrhaftig nicht in eine Reihe mit den Leuten stellen, die, weil sie keine Größe in sich tragen, sich gegenseitig in den Schlamm hinabziehen. Ein Mann, eine Frau, die ihres Willens und ihres Wegs sicher sind, dürfen sich nicht erniedrigen, sich in geistige Abhängigkeit von diesem Volk zu bringen.

Tantchen vermochte es zwar nicht, sich zu einer solchen selbstherrlichen Höhe emporzuschwingen, aber sie gab nach. Sie richtete den sogenannten Mittersaal für den Doktor ein. Das war ein großer wüster Raum im Turmteile des Hauses. Er hatte alte klapprige Fenster und Estrichfußboden. Aber Tantchens geschickte Hände hatten ihn leidlich behaglich eingerichtet. Das Hauptmobiliar war eine alte geschnitzte Truhe, in der Schriften aufbewahrt wurden, und die zu schwer war, weggeschafft zu werden. Tantchen hatte einen hübschen Divan daraus gemacht.

Ein paar Wochen ging alles ganz gut. Was man im Dorfe redete, davon erfuhr man auf dem Gute nichts. Dann aber fingen die Mägde an zu kichern und die Köpfe zusammen zu stecken, und die Knechte riefen sich Witzworte zu, die glücklicherweise niemand verstand, weil es Litauisch war. Eines Tags kam Wolf entrüftet und weinend aus der Schule nach Hause. Er wollte nicht sagen, was es gegeben hatte, er wollte es nur seiner Mutter sagen. So viel erfuhr aber Tantchen doch, daß es sich um Potiphar's Weib gehandelt habe, und daß auf Veranlassung des Lehrers die Schüler gelacht und mit Fingern auf ihn gewiesen hatten. Frau Mary weinte einen Tag und eine Nacht, und Wolf war von da an nicht zu bewegen gewesen, wieder in die Schule zu gehn.

Dann kam ein äußerlich harmloser Brief an. Frau Mary öffnete ihn, las ihn, riß ihn in kleine Stücke und war ganz fassungslos. Tantchen hob die Stücke auf, fügte sie zusammen, las den Brief und warf die Stücke mit dem Rufe: D psui! von sich. Darauf sammelte sie sie sorgfältig und warf sie ins Feuer. Von da an überwachte Tantchen jeden Brief, der ankam, und fing manches Schreiben ab, das Schmähungen und Anfläterei enthielt, die sich auf Mary und den Doktor bezogen. Einen Brief, der mit dem Amtssiegel verschlossen vom Gericht in N. kam und sich auf die Klage des Inspektors bezog, ließ sie durch. Aber auch dieser

enthielt neben dem amtlichen Schreiben ein Blatt mit der Drohung, die Sittenpolizei sei auf das preußische Schloßchen aufmerksam gemacht worden und werde demnächst einschreiten.

Dieser Brief schien keinen Eindruck auf Mary zu machen. Sie ging stumm und bleich umher, ordnete ihre Papiere, verbrannte Briefe und — war am nächsten Morgen verschwunden.

Das war ein Blitz aus heiterm Himmel. Aber gibt es denn wirklich Blitze aus heiterm Himmel? Ist es nicht immer eine Wolke, die den Blitz entsendet, wenn auch eine kleine, harmlose, der man es nicht zugetraut hätte, daß sie den Blitz in sich berge? Und muß man nicht hinterher manchmal sagen, man hätte es wissen können, daß die Wolke nicht so harmlos war, wie wir sie uns deuteten? Tantchen war bis in ihre Seele hinein erschrocken. Hatte sie nicht schon lange die Wolke stehen sehen, die sich nun so verderblich entlud? Das nervöse Wesen Marys! Mußte man nicht annehmen, daß sie zu allem fähig sei? Wenn man es besser bedacht hätte, wenn man besser Obacht gegeben hätte! Ja, das sind die bösen Wemms, die in schweren Tagen nichts helfen, aber das Schwere noch schwerer machen.

Man brachte in Erfahrung, daß Mary gegen Morgen an das Bett ihres Kindes getreten war und gesagt hatte: Ich muß, ich muß. Der Knabe hatte geantwortet: Was mußt du tun, Mama? Da hatte sie ihn geküßt und gesagt: Weine nicht, Wolf, ich muß; ich muß es deinetwegen. Von da an hatte sie niemand mehr gesehen.

Alles lief zu haufen. Tantchen rang die Hände, Wolf stand erstarrt in der Ecke, weinte aber nicht, und Ramborn suchte zu trösten, so gut er konnte, und anzunordnen, was möglich war. Mitten in dieser Aufruhr kam der neue Inspektor hinein, aber er kam gelegen. Ein paar Männer aus dem Dorfe wurden hinzugerufen, und nun durchsuchte man die ganze Gegend, aber ohne Erfolg.

Gegen Mittag brachte einer der Männer einen Handschuh, den er auf dem Wege neben dem Bruchteiche gefunden hatte. Damit schien sich zu bestätigen, was alle gefürchtet, aber nicht ausgesprochen hatten. Der neue Inspektor brachte zu Wagen ein Boot nach dem Bruchteiche und suchte mit Stangen den ganzen Teich ab. Man zog ein Schleppnetz über den Boden des Teiches und fand nichts. Aber dieser Boden war moorig; wer weiß, wie tief inzwischen schon der Körper der Unglücklichen gesunken sein konnte.

Der Handschuh bewies eigentlich gar nichts. Er hatte auf dem Wege gelegen, der zum Bruchteiche, der aber auch an dem Bruchteiche vorüber führte. Ramborn sandte beritten gemachte Knechte aus, um weitere Spuren zu finden. Sie kamen in der Nacht zurück und hatten nichts gefunden, und das war auch nicht wunderbar. Denn der Weg führte in die Pempeler Heide, wo er sich stellenweise so verzweigte, daß zwischen Weg und Heide kein Unterschied war.

Noch blieb die Möglichkeit übrig, daß Mary in ihrer Aufregung davon gelaufen sei, ohne sich darüber klar zu sein, was sie tat. Sie konnte sich später besonnen haben und zurückkehren oder aufgefunden sein und zurückgebracht werden. Aber sie kehrte nicht zurück.

Da schlang Wolf, der wenig gesprochen und nicht geweint hatte, seine Arme in leidenschaftlich ausbrechendem Schmerze um den Hals Ramborns, und er rief unter strömenden Tränen: Ach Onkel Heinz. Onkel Heinz, verlaß uns nicht.

Ramborn fühlte, daß ihn diese beiden Kinderarme hier fester hielten, als wenn er mit Ketten angegeschlossen gewesen wäre. Warum konnte er sie nicht abschütteln? Wo war da sein Herrenwille?

Mary lag nicht auf dem Grunde des Bruchteiches, wenn auch nicht viel daran gefehlt hatte, daß sie da ihr Ende fand. Sie war durch die Begegnung mit Gropppoff tiefer erschüttert worden, als man es ihr anmerken konnte. Hatte sie bis dahin alle ihre Kräfte angespannt, sich auf ihrem Plage zu behaupten, so hatte sie nun allen Mut verloren. Statt dessen überkam sie ein Gefühl von Schuld. Du bist schuld,

sagte sie unablässig zu sich, du stehst jedermann im Wege, du machst alles falsch, du bist ein Hindernis für die Zukunft deines Sohnes, dir wärs am besten, wenn du nicht mehr lebst. Sie scheute sich vor dem Doktor, vor Tantchen, vor Wolf, den Mädchen, vor jedermann, als wenn sie beschimpft und besleckt wäre. Das waren offenbar krankhafte Ideen, aber krankhafte Vorstellungen werden auch zu Kräften, vielleicht zu zwingendern als die gesunde Vernunft.

Als nun die unflätigen Briefe einliefen, verdichteten sich diese Vorstellungen zu Fluchtgedanken. Bremsen kann man verscheuchen, wie aber soll man sich wehren gegen vergiftete Pfeile, die aus dem Verborgnen heraus geschossen werden? Da gibt es nur eine Rettung, sagte sie zu sich, die Flucht. Dasselbe Dach durfte sie und Heinz nicht mehr decken — um ihres Wolfs willen. Und damit überkam sie ein großes Mitleid mit sich selbst. Sie floh in die wilde Fremde, sie verzichtete auf alles, sie brachte ein Opfer, wie es noch keine Mutter gebracht hatte. Warum forderte es Gott von ihr? Aber sie war bereit, es zu bringen, sie war bereit, jedes Opfer zu bringen, auch ihr Leben hinzugeben, wenn es zum Heil ihres Kindes beitrug.

Sie hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Jeder Tritt, jeder Ton der Hausglocke, jeder Brief, der ankam, erschreckte sie. Und in der Dämmerung glaubte sie die Schatten von Menschen, die sie verfolgten, vorüberhuschen oder in jedem Winkel und hinter jedem Baume lauern zu sehen. Das waren krankhafte Einbildungen, sie wußte es selbst, und doch konnte sie nicht von ihnen lassen, und doch hütete sie sich wohl, irgend jemand ein Wort von dem zu sagen, was in ihr vorging.

In der Nacht, die auf den letzten Brief folgte, kam sie zu einem festen Entschluß. Es mußte sein, sie mußte fliehen, gleichviel wohin. Nachdem sie ihre Wohnung stundenlang durchwandert und oft vor der Tür des Schlafzimmers ihres Wolfs gestanden hatte, schloß sie das Geheimfach ihres Schreibtisches auf und nahm ein Lederbeutelchen heraus, auf dem mit roter Seide gestickt das Wort „Notgroschen“ stand. Das Beutelchen enthielt eine Hand voll Goldstücke. Marys Mutter hatte sich das kleine Kapital erspart und hatte es ihrer Tochter auf ihrem Totenbett übergeben, wobei sie ihr das heilige Versprechen abgenommen hatte, daß sie das Geld nur im äußersten Notfall angreifen wolle. Mary hatte ihr Versprechen gehalten und die Summe bei allen ihren Bedrängnissen zu retten gewußt. Jetzt war, wie sie glaubte, die Stunde der höchsten Bedrängnis gekommen. Sie steckte den Beutel in die Tasche, küßte ihren schlafenden Wolf in großen Schmerzen und verließ das Haus, scheu wie ein Dieb, und nahm nichts weiter mit als ihren Hut und ihre Handschuhe.

Die Sonne ging auf, als Mary ihr Haus und den goldnen Adler auf dem Turme zum letztenmal sah. Vermochte es denn das helle Licht der Morgensonne nicht, dem armen geängsteten Weibe klar zu machen, daß sie sich unnötig quäle, und daß ihre Flucht niemand, weder ihr selbst noch einem der Ihren nütze? Was helfen Sonnenstrahlen, wenn die Läden der Seelenfenster geschlossen sind? Und was helfen Gründe und Erwägungen, wenn da drin im Dunkeln ein Leiermann sitzt, der unermüdet dieselbe Melodie spielt, die vom Scheiden und Meiden handelt? Und was war das? Stand dort nicht einer hinter dem Baume? Schlich da nicht einer durch die Büsche? Fort! fort! ehe es zu spät ist!

Dort am Horizont nach Südwesten zu war eine lichte Stelle zwischen den Wolken. Sie sah aus wie ein Tor. Dort mußte sie hinaus. Und dann immer weiter. Wohin? Das war gleichgiltig, nur weiter, weiter.

Da glänzte seitlich vom Wege der Spiegel des Bruchteichs. Er winkte wie ein Freund. Er schien sagen zu wollen: Mary, gibt es denn nur Tore am Himmel, wenn man aus der Welt will? Der Weg bis ans Ende der Welt ist weit, der Weg aus der Welt ist ganz nahe. Die Welt hat auch Fenster nach unten. Jeder stille Wasserspiegel ist ein solches Fenster. Man öffnet es und fliegt davon wie ein Vogel aus dem Käfig.

Mary hatte schon oft an dem Ufer des Teiches gestanden, der mit seinem schwarzen Wasser unergründlich tief aussah, aber noch nie mit solchen Gedanken wie heute. Heute war ihr zumute, wie wenn der Schleier von ihrer Vergangenheit zurückgezogen wäre. Was war ihr Leben gewesen? Eine große Enttäuschung, ein großer Irrtum, eine große vergebliche Arbeit, und nun ein verdorbener und überflüssiger Rest, der jedermann im Wege lag. Man konnte ihn auch beiseite legen in eine tiefe dunkle Truhe, die niemand öffnen kann. Dann konnte Heinz für ihren Wolf eintreten und ihm das Gut retten und seine Zukunft sichern.

Unsinn! Unsinn! rief eine Stimme aus dem Unterstod ihrer Seele, aber im Oberstod saß der Leiermann und spielte seine verrückte Melodie.

Mary war, von magischer Gewalt gezogen, bis dicht an den Rand des Wassers getreten. Es war tief da, sie wußte es. Ein Schritt vorwärts, ein kurzer Kampf, und es war alles vorüber. Mary bedeckte ihre Augen mit der Hand und atmete schwer. Da hörte sie hinter sich leise knackende Schritte. Sie sah sich erschrocken um und erblickte den alten Jakob, unsern alten wohlbekannten Elch, der aus einem Gebüsch hervortrat und ohne sich um das Menschenkind am Wasser zu kümmern damit beschäftigt war, sich einen Morgensalat von den Bäumen zu streifen. Mary schrie auf, ließ aus der Hand fallen, was sie darin trug, und floh.

Welche merkwürdige Inkonsequenz! Sie war bereit, sich ihr Leben zu nehmen, und fürchtete für ihr Leben, als ihr ein Elch zu nahe kam, der ihr nicht einmal etwas tun wollte.

Wie sie durch die Bempeler Heide gekommen war, und wie sie die Haltestelle der Eisenbahn erreicht hatte, hat Mary hinterher selbst nicht mehr zu sagen gewußt. Sie hatte nur noch in dunkler Erinnerung, daß sie vorwärts geeilt, niedergefunken, wieder aufgesprungen, weiter geeilt sei, und daß sie gegen ihren brennenden Durst schlechtes Wasser aus stehenden Lachen getrunken habe. Zum Tode erschöpft war sie auf der Station angelangt und hatte es nicht beachtet, daß sie bei den Leuten Aufsehen erregt und Anlaß zu allerlei Geflüster gegeben hatte. Sie war in ein benachbartes Bauernhaus gegangen und hatte sich dort ein Stück Brot und ein wenig Milch geben lassen, und dann war sie mit dem nächsten Zuge nach N. gefahren, das sie noch denselben Abend erreichte. Hier konnte sie in der Menschenmenge untertauchen und sicher, nicht erkannt zu werden, einen Gasthof aufsuchen.

Sie schlief einen langen, tiefen Schlaf — zum erstenmal wieder seit langer Zeit. Als sie am andern Morgen erwachte, stand ihr Entschluß, zu fliehn, fester als je. Aber wohin? Zu Dinkel Stadelberg? Vielleicht. Und dann? Das würde sich finden. Es war nicht Marys Art, fernliegende Dinge scharf ins Auge zu fassen. Schnell kaufte sie sich eine Handtasche und was sie sonst zur Reise brauchte und begab sich zum Bahnhof. Als der D-Zug nach Berlin einlief, und sie einsteigen wollte, stand auf dem Trittbrett eine ältere Dame, die offenbar in großer Unruhe war, jedermann fragte, aber nicht begriff, was man ihr antwortete, denn ihr Deutsch war schlecht, und ihr Französisch verstand niemand. — Einsteigen! riefen die Schaffner. Aber statt dessen stieg die Dame aus und tat ganz verzweifelt. Ha! dachte Mary, auch sie flieht. Unglückliche müssen einander beistehn, und so brachte sie die Dame, indem sie sie französisch anredete, im letzten Augenblick auf das Trittbrett und in den Wagen zurück, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Er fährt ab! rief die Dame in französischer Sprache, mein Gott, er fährt ab, und ich habe kein Billett, ich weiß nicht, wo mein Gepäck ist, und meine Begleiterin ist an der russischen Grenze geblieben. Mein Gott, mein Gott, was fange ich an? Ich verstehe ja niemand, und Französisch sprechen die Leute nicht.

Mary suchte die Dame zu beruhigen und sich erst einmal einen Platz zu suchen. In der Tat, die Dame hatte nichts weiter bei sich als ihre Kleidung, sogar ihre Geldtasche hatte sie bei ihrem Handgepäck gelassen, ihre Koffer waren vermutlich noch in Eydtkuhnen, und ihre Reisebegleiterin noch jenseits der russischen Grenze. Mary wandte sich an den Zugführer und setzte ihm die Lage der Sache

auseinander. Der Zugführer durchsuchte, von Mary gefolgt, den ganzen langen Zug und fand endlich in einem Abteil erster Klasse Handgepäck und Geldtasche. Fahrkarten waren im Zuge zu haben, und so waren die nächsten und schlimmsten Mötte gehoben. Mary wollte sich empfehlen.

O nein, o nein, rief die Dame, ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir. Ich bin verloren, wenn ich allein reise. Ich kann es nicht, ich habe immer jemand bei mir gehabt. Ach bitte, lassen Sie mich nicht allein!

Mary ließ sich erbitten, nahm in dem Abteil der Dame Platz und erfuhr nun, daß es eine verwitwete Staatsrätin Wedenbaum sei, eine schwerreiche Dame, die die Absicht hatte, den Herbst am Genfer See zuzubringen. Sie hatte sich hierzu eine Studentin als Begleiterin engagiert, eine lebhaft und unterrichtete junge Dame mit kurzem Haar, Kneifer und Herrenhut, und alles war gut gegangen bis an die Grenze, wo die Studentin hatte passen wollen. Das war aber mißglückt, und man hatte sie festgenommen und sie auch, weil sie politisch verdächtig sei, nicht wieder freigegeben. Inzwischen hatte die Frau Staatsrätin weiterfahren müssen und wisse nun nicht, was aus der Dame und was aus den Koffern geworden sei.

Mary wandte sich abermals an den Zugführer, und man telegraphierte vom Zug aus nach Cydtukhnen und erhielt schon in Marienburg die Antwort, die Koffer stünden im Gepäckschuppen, und sie würden mit dem nächsten Zuge nachgesandt werden. Eine zweite Depesche wurde an das russische Grenzamt gerichtet und brachte die Antwort: bei der Studentin seien kompromittierende Schriften gefunden worden, von ihrer Freigebung könne nicht die Rede sein. Frau Staatsrätin Wedenbaum schlug entsetzt die Hände ineinander und bat Mary, wenigstens bis Berlin bei ihr zu bleiben. Mary hatte nichts Ernstes dagegen einzuwenden.

Die Reise bis Berlin ist lang, und was können einsame Frauen, die sich auf der Reise gefunden haben, besseres tun als sich ihre Geschichten zu erzählen. Das taten nun auch Mary und Frau Staatsrätin. Und als sie auf dem Bahnhof Friedrichstraße ausstiegen, hatten sie schon Freundschaft miteinander geschlossen, und Mary hatte sich bereit erklärt, mit nach Genf zu fahren. Man stieg also in einem Hotel ab, wartete die Ankunft der Koffer ab, rüstete Mary zur Weiterreise aus und bestieg den Frankfurter Zug, ohne daß Mary beim Onkel Stadelberg gewesen war.

Unterwegs erkrankte Mary, und als man in Genf anlangte, lag sie in hohem Fieber, und ihr Bewußtsein begann zu schwinden. Frau Staatsrätin, die jetzt ihr Französisch verwenden konnte, nahm sich ihrer neuen Freundin mit Eifer an und brachte sie in ein Krankenhaus, wo der Arzt es für wahrscheinlich hielt, daß ein Typhus im Anzuge sei. Wenn er gewußt hätte, was für Wasser Mary auf ihrer Flucht getrunken hatte, würde er es mit aller Bestimmtheit behauptet haben. Wer denn die Dame sei, wurde gefragt. Frau Staatsrätin hatte es gewußt und wieder ver-gessen; sie wußte nur, daß die Kranke Mary heiße und von N. aus mit ihr gefahren sei. Da die Geldfrage in Ordnung war, so beunruhigte das übrige die Schweizer Herren nicht, und Nachforschungen nach Namen und Wohnort der kranken Dame anzustellen fiel ihnen nicht ein.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Ostern sind ins Land gegangen und haben in den Fest-betrachtungen der Presse Anlaß zu mancher politischen Selbstprüfung geboten. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Herbstsession des Reichstags, die uns endlich die